mer 293. XXV. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Donnerstag, 11. Juni 1896

Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung.

rinz Ludwig von Baiern und das Reich.

er Rückschlag, den die turbulente Haltung norddeutscher vinisten wegen der „Gefolge- und Vasallen“-Rede des ischen Thronfolgers beim Feste des deutschen Vereins in au namentlich in München hervorrufen mußte, ist nicht eblieben. Was der Prinz, dessen reichstreue Gesinnung anzuzweifeln ist, jedenfalls nicht beabsichtigt hatte, ein wellen des partikularistischen Gedankens, zeigt sich in icher Weise in der baierischen Hauptstadt. Unser chener L-Korrespondent schreibt uns darüber:

In allen Kreisen der Bevölkerung hat die Moskauer des Prinzen Ludwig lebhafte Zustimmung ge- en. Die partikularistischen Ideen, für welche infolge bevorstehenden Gedächtnißfeier für den vor nunmehr zehn ren in so entsetzlicher Weise dahingeschiedenen König wig II. besonders Stimmung gemacht war, sind bei r Gelegenheit auffallend kräftig in den Vordergrund ge- n. Alle hier erscheinenden Zeitungen feiern den Prinzen wig, den präsumtiven Thronfolger, als Vorkämpfer loyalen Stammesbewußtseins, der, ohne die Pflichten n das Reich außer Acht zu setzen, an den Traditionen Rechten seines Hauses und Volkes in mannhafter Weise alte. Nur die „M. N. N.“ werfen dem Prinzen vor, daß ie Aeußerungen des Darmstädter Droguerienhändlers allzu isch aufgefaßt habe. — Im Jubeltone besingt natürlich „Papa “ im „Vaterland“ dieses Ereigniß. In den Mittagsstunden 10. waren die zahllosen Zeitungslädchen in den Gassen und en Münchens von Leuten aus allen Schichten der Bevölkerung agert, welche alle darauf warteten, was „Sigl dazu sagt“. merkenswerth ist, daß seine Ausführungen mit den Worten eßen:

Die Baiern im Lande und in München jubeln stolz und freu- n Herzens dem heimkehrenden Prinzen Ludwig entgegen, der n Vasall, kein Lakai im Gefolge sein will, aber, wenn tschland in Gefahr ist, treu und ehrlich zu Deutsch- nd stehen, für Deutschland kämpfen wird — als Ver- ndeter des Kaisers!“

Bis vor Kurzem hat bekanntlich Sigl die Reichstreue der ttelsbacher nur mit Spott und Hohn überschüttet. Nun int sogar er damit einverstanden zu sein.

Prinz Ludwig sowie seine Brüder, die Prinzen Leopold Arnulf, galten bisher für die Träger der einer innigeren rbindung mit dem Reiche zuneigenden Tendenzen in Baiern, mehrfache Auszeichnungen von Seiten des Berliner Hofes zen diese Annahme als richtig erscheinen. Umsomehr haben shalb die scharfen Worte des Prinzen Ludwig hier gewirkt.“

So weit unser Korrespondent.

Inzwischen wird hoffentlich die gestrige Mittheilung, ß der Prinz in ganz loyaler Weise dem Kaiser von dem ischenfall Mittheilung gemacht und seine Auslassung vor er Mißdeutung „sichergestellt“ hat, wohl auch auf die juvarischen Separatgefühle ihre dämpfende Wirkung ht verfehlt haben. Freilich Herr Sigl bleibt trotz ner neuesten Wandlung natürlich unverbesserlich — aber Mehrheit des baierischen Volkes wird ohne Zweifel Einsicht gewonnen haben, daß, wenn Prinz Lud- g sich auch mit Fug gegen die Redewendungen des oskauer Vereinsredners verwahrt hat, es doch keineswegs seiner Absicht lag, mit seinen Worten gegen Kaiser und eich zu demonstriren, denn der baierische Thronfolger weiß ur zu gut, wie vortrefflich sich die Dynastien der Bundes- aaten unter dem Schutz dieser beiden Faktoren, nämlich aiser und Reich, geschirmt fühlen.

* Wie vorauszusehen war, hat sich **Kaiser Wilhelm** durch den Versuch der französischen Antisemiten und Chauvinisten, den Eindruck seines **Beileidschreibens aus Anlaß des Todes von Jules Simon** durch ein gefälschtes Telegramm abzuschwächen, nicht irre machen lassen. Der deutsche Botschafter Graf Münster sandte folgenden Brief an die Wittwe Jules Simons.

Paris, 10. Juni.

Gnädige Frau! Se. Majestät der Kaiser, mein erhabener Herr, hat, nachdem er die Nachricht von dem schweren Verlust, der Sie betroffen hat, empfangen hatte, als Ausdruck seiner innigen Sympathie mich beauftragt, in seinem Namen an der Bahre dieses großen Franzosen, der Ihr Gatte war, einen Kranz niederzulegen. Indem ich diesem mir gewordenen Befehl nachkomme und die Ehre haben werde, meinen hohen Herrn bei den Leichenfeierlichkeiten zu vertreten, bitte ich Sie, den Ausdruck meines persönlichen Beileids und meiner aufrichtigsten vollen Ergebenheit entgegenzunehmen.

gez. Münster.

Der Kranz, welchen der deutsche Kaiser am Sarge Jules Simons niederlegen läßt, besteht aus rothen und weißen Rosen mit grünen Zweigen, mit breitem schwarzen Flor umwunden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die öffentliche Meinung in Paris und Frankreich die Absicht der Revanchepatrioten durchschaut und sich durch deren Machinationen nicht abhalten läßt, die großherzige Regung unseres Kaisers nach Gebühr zu würdigen.

* Das Generalkommando des **ersten baierischen Armeekorps** hat in einem Prozeß gegen den Redakteur der „Münchener Post“ Grund zu folgendem **Erlasse über das Menagewesen** gefunden, der dem genannten Blatte „auf den Schreibtisch geweht“ wurde:

Der Verlauf der Schwurgerichtssitzung weist auf die Nothwendigkeit einer ständigen Ueberwachung des vorschriftsmäßigen Betriebes der Truppenmenage hin.

In erster Linie erscheint eine genaue Aufsicht auf das Küchenpersonal im Allgemeinen, und den Küchenunteroffizier im Besonderen geboten, welche sich nicht nur auf die Einkäufe, sondern auch auf die Art der Zubereitung der Speisen zu erstrecken hat.

Zur Vorbringung von Klagen über die Menage erscheinen ganz besonders die zu den Menagekommissionen beorderten Gefreiten und Gemeinen berufen, deren Mittheilungen an den betreffenden Präses daher unter keinen Umständen als Beschwerden aufzufassen sind. Diese Mannschaften sind über die ihnen zukommenden Pflichten und Rechte genau zu belehren und besonders darauf hinzuweisen, wie es nicht in ihrem Belieben steht, ihnen zu Ohren gekommenen Klagen eine weitere Folge zu geben, daß es vielmehr ihre Pflicht ist, als Mitglieder der Kommission und Vertrauensmänner und Vertreter ihrer Kameraden dafür zu sorgen, daß alle verständigen Wünsche der Menagetheilnehmer befriedigt und Nachlässigkeiten oder Unordnungen im Menagebetrieb sofort abgestellt werden.

Auf eine sorgfältige und gute Zubereitung der Menage wird es aber auch von großem Einfluß sein, wenn die täglichen Prüfungen des Essens in den Küchen mit peinlicher Genauigkeit vorgenommen werden, und die diese Prüfungen ausführenden Offiziere sich nicht damit begnügen, die von den Köchen vorgezeigten Speisen zu kosten, sondern sich auch über das Gewicht der einzelnen Portionen vergewissern und sich bei den Mannschaften über den Befund der Speisen erkundigen.

Schließlich dürfte auch ein besonderer Werth darauf zu legen sein, daß in die Menagekommission nur solche Offiziere abkommandirt werden, die hierfür Interesse und Verständniß besitzen.

Der „Vorwärts“ meint, aus diesem Aktenstücke lasse sich der Nutzen der sozialdemokratischen Presse für geordnete Zustände in der Armee erkennen.

* **Kräftige Abwehr!** Eine Zeit lang haben die deutschen Margarinefabrikanten die rücksichtslosen Angriffe, die in der jüngsten Zeit durch agrarische Wanderlehrer in Versammlungen und zahllosen obskuren Blättchen gegen die Margarine und ihre Herstellung gerichtet sind, unbeachtet gelassen. Diese Taktik entsprach zwar der vornehmen Reserve, welche sich die Vertreter der Industrie den politischen Parteikämpfen gegenüber stets auferlegt haben, erwies sich aber in diesem Fall als nicht angebracht. Denn jene, an die selbstsüchtigste, amerikanische Interessenpolitik erinnernde Agitation hat ihre Ziele nur zu gut erreicht. Die Spekulation auf die Einfalt und Dummheit der Menge hat immer noch Erfolg und selbst die von berufsmäßigen Hetzern in die Welt gesetzte Nachricht von der Verarbeitung von Hundekadavern — es sei uns erlassen, weitere Gruselgeschichten zu wiederholen — hat unter sensationslüsternen Lesern Gläubige gefunden. Da that ein befreiendes Wort noth. Dem groben Klotz gebührt ein grober Keil. Die Margarineindustrie befindet sich im Fall der Nothwehr: mit solch unlauteren Mitteln angegriffen, hat sie keine Rücksicht mehr zu üben. Einer ihrer fanatischsten Gegner, der immer wieder, besonders in den rheinischen Bauernversammlungen die schwersten Anschuldigungen gegen die Margarinefabrikanten erhob, ist der Molkereidirektor Herr **Bürgers** in Haltefelde bei Geldern. In einer der letzten Nummern der „Kölnischen Zeitung“ veröffentlichen nun zehn Inhaber beziehungsweise Direktoren der namhaftesten Margarinefabriken im Namen der Vereinigung deutscher Margarinefabriken eine geharnischte Erklärung, worin Herr Bürgers öffentlich als Ehrabschneider und Verläumder bezeichnet und aufgefordert wird, seine schweren Anklagen endlich einmal zu beweisen. Jetzt hat Herr Bürgers das Wort!

Die Bulgaren beim Zaren in Moskau.
(Von unserem Spezialkorrespondenten.)

= Moskau, 26. Mai. / 7. Juni.

Neben den Feierlichkeiten geht hier die Politik ruhig ihre Wege weiter. Die Bulgaren und die Chinesen sind hier nicht nur gewöhnliche Gäste aus Anlaß der Krönung, sondern sie lassen auch ihre politischen Ziele nicht aus dem Auge: die Chinesen — im Stillen, die Bulgaren — offen. Gestern, am 25. d. M. (6. Juni) hat eine bulgarische Deputation — an der Spitze Seine zarische Hoheit der Fürst Ferdinand — dem Zaren ihre besondere Ergebenheit ausgedrückt, indem sie dem Kaiser ein sehr reich ausgestattetes Album mit 23 Bildern von Bulgarien überreichte, wobei der Fürst die Worte sprach: „Möge dieses Album Eurer Majestät eine angenehme Erinnerung an das dankbare kleine Bulgarien sein.“

Die Deputation wurde vom Zaren unter dem üblichen Ceremoniell im Katharinensaal des Kremlschlosses empfangen; das Album muß die besondere Aufmerksamkeit des Zaren erregt haben, denn er ließ dasselbe nach den inneren Departements bringen, wo er es sich einige Zeit genau ansah.

Das Album ist kein gewöhnliches. Es hat eine Höhe von 1 Meter und ruht auf einem Piedestal — Molbert aus Dunkelbronze mit einer Plattform, auf der sich zwei große Figuren erheben — ein Bulgare und ein Macedonier, beide in Nationalkostüm. Auf dem Kopfe dieser Figuren liegen die Ansichten, die in einen silbernen Deckel gehüllt sind.

Der obere Deckel ist mit Reliefvignetten geschmückt, und in der Mitte desselben befinden sich zwei Medaillons mit Basreliefporträts des Zaren und der Zarin. Zwischen diesen Medaillons ist ein goldener Adler und um ihn die Jahres-

Feuilleton.

XX Die Muther-Hetze. Der bekannte Kunstschriftsteller rofessor **Richard Muther** war seit längerer Zeit Gegen- and zahlreicher Angriffe, die von einer Broschüre des Dr. **heodor Volbehr** in Magdeburg und daranschließend von nem Artikel in der Berliner Zeitschrift „Die Kunsthalle“ aus- ingen. Muther hatte über ein Buch Volbehrs „Goethe und ie bildende Kunst“ in einer Berliner Zeitung referirt und urde von Jenem beschuldigt, das Werk nicht sowohl kritisirt, ls ausgeschrieben d. h. plagiirt zu haben. Es kam darüber langathmigen Erörterungen, sowie auch zu Verhandlungen or der Breslauer philosophischen Fakultät, der Muther als rdinarius angehört. Die Fakultät sprach ihrem Mitgliede re „Mißbilligung“ aus, eine Maßnahme, die auf der anderen Seite wiederum eine überaus herzliche Kundgebung der Studentenschaft für den in Breslau auch außerhalb er Universitätskreise ungemein beliebten Dozenten provozirte. Muther äußert sich nun selbst in einer bei G. Hirth, München nd Leipzig erschienenen — nebenbei bemerkt: glänzend ge- chriebenen — Broschüre „Die Muther-Hetze“. Muther be- ründet die Entnahme einiger Stellen aus dem Volbehr- chen Buche aus dem Charakter, den Besprechungen in Tageszeitungen, wenn sie überhaupt erfolgreich sein sollen, haben müssen, und fährt dann fort:

„Für den Aufsatz über das Volbehrsche Buch selbst boten meine igenen Vorarbeiten die Grundlage. Er enthält zu zwei Dritttheilen Dinge, die bereits in meiner Geschichte der Malerei, also drei Jahre vor Volbehr gesagt wurden. Zum Beleg sei außer zerstreuten Be- merkungen in Band 2 und 3 besonders auf Band 1 pag. 107 ff., pag. 158 und pag. 186 meines Werkes hingewiesen. Insbesondere meine Beurtheilung des Klassizismus, wodurch sich Volbehrs Buch von früheren Bearbeitungen des Goethe-Themas unterscheidet, bildet dort ein grund- legendes Kapitel und wurde von ihm acceptirt, ohne daß er mein Buch mit einer Silbe erwähnt. Ich meinerseits schließe mich in den eigentlich biographischen Dingen referirend an Volbehr an, zum Theil wörtlich, wie es in unzähligen Bücher- besprechungen geschieht, doch auch da in einer Weise, aus der er für eine zweite Auflage seines Buches mancherlei lernen könnte. Die großen Entwickelungsmomente sind weit schärfer als in dem Buche hervorgehoben. Gleichgiltiges, das der Autor breit vorträgt, ist bei Seite gelassen. Charakteristisches, das ihm entging, wurde beigefügt. Der ganze Stoff ist straffer, harmonischer disponirt.

Der Hinweis auf das Buch erfolgte in den Eingangsworten:
„Ein hübsches Buch **Theodor Volbehrs** (Leipzig, E. A. Seemann) ermöglicht endlich, ein Thema, an dem sich schon Viele die Finger verbrannt, nicht mehr vom Standpunkte des Goethe-Philologen, sondern von dem des Kunsthistorikers zu behandeln.“

Das heißt: der Name des Autors steht — nicht etwa im Text verborgen, sondern — gesperrt gedruckt an erster hervorragendster Stelle. Sein Name ist überhaupt das einzige gesperrt gedruckte Wort des ganzen Artikels. Und indem ich sagte, daß sein Buch endlich ermögliche, einem Thema, an dem schon Viele gescheitert, vom Standpunkt des Kunsthistorikers näher zu treten, betonte ich zugleich seine Verdienste gegenüber früheren Bearbeitern, hob hervor, daß es ihm, Theodor Volbehr, gelungen sei, ein Problem aufzuklären, daß keiner seiner Vorgänger in überzeugender Weise löste. Nun hätte ich ihn ja im Verlaufe des Aufsatzes noch zehnmal nennen können. Aber das hätte nur einen Sinn gehabt, wenn ich ihn kritisirt hätte, und dadurch wäre nicht nur die Form des Essays, an der ich im Interesse seines Buches festhalten wollte, zerstört, auch die in den Eingangsworten gegebene Empfehlung nicht gesteigert, sondern abgeschwächt worden. Der Name des Verlegers, E. A. Seemann, wurde in einer besonderen Fußnote angegeben. Der Titel des besprochenen Buches „Goethe und die bildende Kunst“ ist in der Ueberschrift des Aufsatzes „Goethe und die Kunst“ enthalten. Denn das Beiwort „bildende“ sagt nichts — ich würde es auch weglassen, wenn ich selbstständig über das Thema schreiben wollte.“

Muther erklärt sich den Angriff Volbehrs, der ihn selbst um die Besprechung jenes Werkes gebeten hatte, aus der Unzufriedenheit, die dieser empfand, weil sein Buch von Muther nur gerade ein „hübsches“ genannt worden war. Muther sucht seinem Gegner auch sonst noch einige Praktiken nachzuweisen, welche der Volbehrschen Polemik den Stempel eines nicht mit absolut reinen Waffen geführten Kampfes ausdrücken könnten. Interessanter aber und wichtiger ist, was Muther auf die Plagiatvorwürfe antwortet, die auch seinem bekannten Buche „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert“ begegnet sind. Er schreibt:

„Solche Erfolge pflegt kein werthloses Buch zu haben, und gegen diesen Werth können auch die paar „Entlehnungen“ nicht sprechen, die sich in dem Werke befinden. Aus Kollegienheften ist es entstanden. Lange bevor ich daran dachte, über moderne Kunst zu schreiben, hatte ich das Thema in Universitätsvorlesungen behandelt. Dabei ging unwillkürlich in die Darstellung manches Fremde über, das sich durch wiederholte Ueberarbeitung und mündlichen Vortrag so mit meinem Text verwebte, daß ich beim besten Willen nicht mehr im Stande wäre, es auszuscheiden. Dann, als mir der Gedanke kam, die Vorlesungen zu einem Buche auszuarbeiten, konnte ich ebenfalls nicht alles aus der Tiefe meines Gemüthes schöpfen. Ich behaupte im Gegentheil, daß Jeder, der eine Geschichte der modernen Kunst auf eigene Urtheile aufzubauen vorgiebt, sich schon dadurch als Charlatan kennzeichnet. Das Gebiet, das überblickt werden muß, ist so weitläufig und so stark coupirt, die Zahl der Berge, Ströme, Wälder und Siedlungen so groß, daß unmöglich ein Einzelner über alle Erscheinungen ein eigenes Urtheil heute schon haben kann. Aber über alles Einzelne liegen von tüchtigen Leuten, die sich eine Lebensaufgabe daraus gemacht, wohlüberlegte Urtheile vor. Diesen nachzugehen und sie mit den eigenen Erfahrungen in Einklang zu bringen, war der einzige Weg, auf dem mein Buch entstehen konnte.

„. . . Das Buch sollte ein Lesebuch, kein wissenschaftliches Hand- oder Nachschlagebuch werden, und nichts schadet der Lesbarkeit mehr, als wenn das Interesse von Zeile zu Zeile durch Fußnoten und Anmerkungen abgelenkt wird. Selbst Gänsefüße hätten das Werk, das endlich einmal Literatur und lesbare Literatur sein sollte, gerade dieser Qualität beraubt. Und so entschloß ich mich schweren Herzens, den ganzen wissenschaftlichen Apparat, dessen Herstellung mir die meiste Mühe gekostet und mit dem sich ein Anderer von Seite zu Seite gebrüstet haben würde, in den Anhang zu verweisen. Einiges Wenige, das während der Arbeit benutzt wurde, mag schließlich überhaupt durch biographische Versehen, die in der zweiten Auflage getilgt sein werden, im Literaturverzeichniß vergessen sein; manche Sätze, die durch einen Relativsatz sich als Eigenthum eines Anderen einführen sollten, treten selbstständig auf. Aber ich gestehe, daß mich während der ganzen Arbeit in erster Linie die künstlerische Ausgestaltung des Stoffes reizte. Ich dachte ein wenig mit Heine, daß man „sogar Säulen mit ausgemeißelten Kapitälen sich aneignen könne, wenn nur der Tempel, den man damit stützt, ein herrlicher sei.“ Ich wollte eine neue Sprache für die Geschichtsschreibung schaffen, einen Stil in die trockene Sachlichkeit der Kunstschriftstellerei bringen, wollte lehren, daß man auch trockene Sachen unterhaltend sagen, selbst die Wissenschaft zum Kunstwerk gestalten könne.

„Darum habe ich gelegentlich mit vollem Bewußtsein, um die Darstellung so lebendig wie möglich zu machen, einzelne klassisch formulirte Wendungen, die meiner Individualität entsprachen und durch Umstilisirung nur verschlechtert worden wären, direkt von Anderen übernommen, und zwar horribile dictu, keineswegs nur von Kunstgelehrten, die über ähnliche Themen geschrieben hatten, sondern weit öfter aus Romanen, bei deren Lektüre sonst kein Leser an Kunstgeschichte denkt. . . Wie oft saß ich trostlos, quälte mich, das Bild einer Frauenerscheinung, das einer Landschaft zu zeichnen, eine Stimmung wiederzugeben, die ich fühlte und doch nicht aussprechen konnte. Und war es mir geglückt, wie philisterhaft und matt erschienen meine Sätze gegenüber Dingen, die mir der Zufall, wenn ich vor dem Einschlafen Romane las, in die Hand spielte. Was ich stammelnd auszudrücken versucht hatte, hier war es gesagt, ungezwungen, absichts-